

Lebenswelten von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund

Familie

Seit Beginn der pädagogischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Lage von Arbeitsmigrationsfamilien, etwa seit Anfang der siebziger Jahre, werden diese in der überwiegenden Anzahl der Studien als in ihren Orientierungen traditionell und in ihrer Struktur patriarchalisch dargestellt. Die Familien seien geprägt durch die Normen ihrer agrarisch-feudalistischen Herkunftsgesellschaft, nach denen der Vater als das absolute Familienoberhaupt zu gelten habe, dem sich die gesamte Familie unterordnen und dessen unwiderruflichen Entscheidungen sie sich fügen müsse. Besonders die Situation von Frauen und Mädchen sei in diesem patriarchalen Familiensetting von Abhängigkeit und Unterdrückung geprägt.

Die Darstellung von Migrationsfamilien als rückständig und defizitär wurde in den letzten Jahren vielfach kritisiert. Die Kritik bezieht sich einerseits auf die stereotype Darstellung von Menschen mit Migrationshintergrund und ihr angebliches Festgelegt-Sein durch die als einheitlich und statisch dargestellte Herkunftskultur, andererseits auf die Hierarchisierung von Kulturen und die Bewertung der Herkunftskulturen als minderwertig und der deutschen Kultur als höherwertig. Darüber hinaus führt die ausschließliche Fokussierung des Diskurses auf Kultur, als einzige das Verhalten determinierende Variable, zur stereotypen Erklärung der Lebensweisen und

-bedingungen von Menschen mit Migrationshintergrund und zum Ignorieren vielfältiger anderer wie z.B. sozioökonomischer Faktoren. Seriöse Aussagen über mögliche Verhaltensmuster in Migrationsfamilien, können ohne eine differenzierte Betrachtung aller potentiellen Einflussvariablen nicht getroffen werden. Für die Diversifizierung von Migrationsfamilien sind z.B. neben den Faktoren im Herkunftsland wie Wohnort, Größe der Herkunftsfamilie, Bildungsstand, Beschäftigungssituation, Motivation zur Migration, Migrationsgeschichte auch die Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft wie die ökonomische Situation und Beschäftigungssituation, aber auch die Wahrnehmungen über Opportunitäten und Barrieren, die Zufriedenheit fördern oder unterbinden können, sind entscheidend.

Auch bei den Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund können wir davon

ausgehen, dass ihre Lebenssituation vielschichtig ist, ebenso vielschichtig wie die Lebenssituation von deutschen Mädchen und jungen Frauen. Sie machen positive wie negative Erfahrungen, haben Erfolge und Misserfolge. Ebenfalls vielschichtig sind die Konflikte, die aus ihren Lebenssituationen erwachsen. Sie haben Konflikte mit ihren Eltern, haben Liebeskummer, Stress mit den Freundinnen und Freunden, Schulprobleme, Pubertätskonflikte, Identitätsfindungsschwierigkeiten. Im Gegensatz zu jungen deutschen Frauen und Mädchen werden ihre Probleme allerdings oftmals reduziert als Folge des Aufwachsens mit zwei verschiedenen Kulturen begründet und der Kulturkonflikt als zentrales Problem in den Mittelpunkt gerückt. Dabei wird angenommen, dass diese zwei unterschiedlichen Kulturen mit unterschiedlichen Wertmaßstäben aufeinander treffen, sich unvereinbar und unveränderbar gegenüberstehen und zum Entscheidungskonflikt zwischen erstrebter und verhafteter Kultur führen. Hätten die Mädchen die Wahl, „zwischen den Kulturen“ zu entscheiden, würde die Entscheidung eindeutig zugunsten einer deutschen Lebensweise fallen, denn es wird allgemein angenommen, dass junge Frauen mit Migrationshintergrund die Kulturen ihrer Eltern als rückständig, patriarchal, fremd und ablehnenswert empfinden und gezwungen seien, sich den Reglements der Eltern wenigstens äußerlich zu unterwerfen. Eine andere ebenso deutbare wie mögliche Perspektive, dass Mädchen mit Migrationshintergrund die deutschen Normen und Werte als fremd empfinden und sie ablehnen und daher die Verhaltenserwartungen von deutscher Seite als Druck empfinden, wird ebenso wenig thematisiert wie eine dritte Variante, dass ein individuelles Aussuchen, Ausbalancieren, Vermischen, Transformieren und Abändern kultureller Normen und Werte möglich sei.

Ich gehe kurz ein auf eine qualitative Studie zum Umgang junger Frauen mit türkischem Migrationshintergrund mit den Normen, mit denen sie seitens ihrer Eltern konfrontiert werden. Generell ist festzuhalten, dass alle interviewten Frauen von ihren Eltern mit bestimmten Normen konfrontiert werden und sich durch diese mehr oder minder stark reglementiert fühlen. Die Normen, die die jungen Frauen dabei nennen, beziehen sich bei allen mehr oder weniger auf die Themenbereiche Schule und Berufsausbildung, Kleidung, Ausgang, Freundschaften und gegengeschlechtliche Beziehungen. Es zeigte sich allerdings, dass ohne Berücksichtigung der subjektiven und familiären Interpretationsmuster, keine eindeutigen Aussagen über die Relevanz der genannten Normen getroffen werden können. Was über-

haupt als bindende Norm gilt, wie diese interpretiert wird, ob sie als Handlungsimperativ gilt, und welche Strategien im Umgang mit den Normen an Tag gelegt werden, variiert von Subjekt zu Subjekt, von Familie zu Familie und von Eltern-Kind-Beziehung zu Eltern-Kind-Beziehung. Zum Beispiel unterschieden sich die von den Interviewten genannten Vorstellungen der Eltern über Kleidungs- und Ausgangsregeln erheblich. Während im Extremfall eine Tochter abends gar nicht ausgehen darf, muss eine andere um spätestens zwei Uhr morgens aus der Diskothek wieder zurück sein. Wieder andere können am Wochenende den ganzen Tag wegbleiben ohne zu sagen wohin sie gehen, wenn sie zuvor einen Teil der Hausarbeit erledigt haben, andere Töchter müssen ihren Eltern auf jeden Fall Bescheid sagen, wohin sie gehen, ohne dass dieser Ausgang reglementiert wird. Nicht allen elterlichen Vorgaben wird immer Folge geleistet. Ob und wie die elterlichen Anweisungen befolgt werden, hängt in erster Linie davon ab, welche Strategien die jungen Frauen im Umgang mit von ihnen nicht akzeptierten Normen an den Tag legen. Im Hinblick auf die Umgangsstrategien können drei Typen unterschieden werden.

Vier der befragten jungen Frauen (Aylin/ Belgin/ Leyla/ Nursel) ließen erkennen, dass sie im Umgang mit ihren Eltern eher offene Strategien der Konfrontation und Auseinandersetzung entwickelt haben, sie diskutieren, streiten und verhandeln mit ihnen wie zum Beispiel Leyla und Belgin:

„Also, wenn ich was nicht darf. Meistens wenn ich meine Mutter oder meinen Vater frage und die sagen Nein, dann versuch ich mich schon durchzusetzen, und ich krieg sie eigentlich auch meistens rum. Und wenn ich's nicht darf, dann tue ich's auch heimlich (...) Ich fang an zu schreien, dass ich überhaupt keine Freizeit hab. Dass ich mich nur den ganzen Tag für die Schule da einsetze. Und die mir trotzdem, obwohl ich sehr viel für die Schule auch tue, weil sie es wollen und die mir keine Möglichkeit geben, auch mal das zu machen, was ich selber möchte. Und dann begründe ich das auch mit anderen Mädchen, die das dürfen. Und dass die Eltern die schicken. So setze ich das halt durch irgendwie.“ (Leyla, 19 Jahre)

„Also das beginnt, das endet meistens mit 'nem Streit. Ich zieh das an, trotzdem, die kommen und sagen, dass das nicht gut ist eben, die erklären das erst mal ganz normal, so ganz ruhig erst mal, und wenn ich das dann trotzdem mache, ja was sollen die machen, ich bin schon erwachsen. Das geht nicht mehr. Das merken die, also das wissen die jetzt auch.“ (Belgin, 19 Jahre)

Wie in diesen Fällen und ebenso bei den übrigen Frauen zu erkennen ist, hängt die Art des Umgangs maßgeblich davon ab, wie die Töchter die Vorgaben ihrer Eltern in Abhängigkeit von der Ausgestaltung des innerfamiliären Gefüges interpretieren. So trifft zum Beispiel Aylin gewisse Abmachungen mit der Familie. Diese Abmachungen beziehen sich auf die Übernahme gewisser häuslicher Verpflichtungen, um so die Erlaubnis zu erhalten, den ganzen Tag weggehen zu können. Eine weitere Umgangsstrategie besteht darin, mit ihrer Mutter Bündnisse zu schließen. Belgin und Leyla fechten ihre Angelegenheiten wenn nötig in streitigen Auseinandersetzungen mit ihren Eltern durch. Leyla verweist ihre Mutter auf Freundinnen aus türkischen Migrationsfamilien, die ihrer Meinung nach mehr Freiräume genießen. Eine andere Variante ihrer Umgangsstrategien besteht darin, dass sie sich der Unterstützung ihrer älteren Geschwister versichert. Wenn nötig erweitern sie – eine Ausnahme bildet nur Belgin, die Heimlichkeiten grundsätzlich ablehnt – ihren Freiraum durch heimliches Handeln. In allen diesen Fällen werden die Normen nicht als „unumstößlich“ angesehen, sondern es kommt innerhalb der Familie zu Verhandlungsgesprächen und/oder -kämpfen.

Unterschieden werden kann von dieser offenen Strategie des Umgangs mit Reglementierungen, das Verhalten zweier junger Frauen, die davon ausgehen, dass die Normen ihrer Eltern Veränderungen prinzipiell verschlossen seien. Obwohl sie einerseits die Normen als elterlich gesetzte beschreiben und die Strenge und Unerbittlichkeit ihrer Eltern betonen, entheben sie sie andererseits wieder der Verantwortung, indem sie vorbringen, dass auch ihre Eltern sich nur nach gesellschaftlichen Vorgaben richteten. Somit fallen die Eltern als direkte Ansprech- und Verhandlungspartner/innen aus. Dadurch wird das Aushandeln von Normen ihrem persönlichen Einflussbereich entzogen und Widerstand und Aushandlungsprozesse verlieren für Serpil und Hülya ihren Sinn. Das Bündel unterschiedlicher Normen schnüren sie zu einem Paket zusammen, von dem sie sich fundamental distanzieren. Den Konflikt zwischen radikaler Ablehnung einerseits und dem Gefühl der Abhängigkeit von den Eltern andererseits, lösen sie mit einem „Zwei-Welten-Modell“. Auf der einen Seite steht die „Welt der Eltern“, der sie sich scheinbar unterwerfen, auf der anderen Seite steht „ihre Welt“, in der sie nach eigenen Angaben ausschließlich „selbst gesetzten Prinzipien“ folgen: Die beiden akzeptieren scheinbar die elterlich gesetzten Normen und unterlaufen sie heimlich:

„Ich halte Vorschriften in den Augen meiner Eltern größtenteils ein, also dass meine Eltern

praktisch denken, ich bin bis 5 Uhr/bis 6 Uhr in der Schule, obwohl ich schon um 12 Uhr aus hatte, also meine Eltern denken, ich würde die Vorschrift in dem Augenblick einhalten, wenn ich um 6 Uhr nach Hause komme. Ich versuche halt, dem soweit wie möglich zu entgehen, oder dass ich, wenn ich mich anders anziehen will, mich irgendwo anders umziehe oder so, oder wenn ich gerade roten Lippenstift drauf haben will und das ist für meine Eltern zu schrill, dann mach ich's in der Straßenbahn oder so." (Hülya, 20 Jahre).

Die „Drehtür-Lüge“ riegelt die beiden „Welten“ direkt voneinander ab. Dabei haben sie sich über die Zeit ein funktionierendes Netz an Ausreden aufgebaut, auf das sie zurückgreifen und das für sie mit der Zeit selbstverständlich geworden ist. Das Lügen bereitet ihnen keine Probleme, da sie ihr Handeln aufgrund der Strenge der Eltern als gerechtfertigt ansehen.

Eine weitere Unterscheidung kann zwischen diesen Frauen und Sevgi als dritter Variante, getroffen werden. Auch die für Sevgi relevanten Normen beziehen sich – wie bei den anderen – auf die Bereiche Kleidung, Beziehung zu einem Mann, Schule/Bildung. Die Einhaltung der Normen wird von ihren Eltern stark reglementiert, ein Verstoß wird von ihnen hart sanktioniert. Die Familienstrukturen sind äußerst autoritär, worunter Sevgi sehr leidet. Jedoch hat Sevgi trotz des hohen Leidensdrucks keine aktiven Handlungsstrategien entworfen. Ihre Umgangsformen können in erster Linie als Dissonanzreduktion bezeichnet werden. Sie gibt einerseits dem elterlichen Zwang nach, wobei sie im Nachhinein ihr „Einsehen“ in die Richtigkeit dieser für sie zunächst inakzeptablen Vorgabe bekundet:

„Meine Eltern haben mich gezwungen, darum bin ich hier, auf diese Schule. Ja, aber jetzt freue ich mich auch mit meine Eltern.“

(Sevgi, 20 Jahre)

Andererseits verortet sie bestimmte Normen bei der „türkischen Religion“, wodurch diese den Status der Unhinterfragbarkeit erhalten. Weiterhin versucht sie, ihre eigene Situation zu relativieren, indem sie immer wieder auf andere Migrantinnen türkischer Herkunft verweist, die ihrer Meinung nach viel stärkeren Reglementierungen ausgesetzt seien. Sevgi betrachtet die familiären Normen als 'türkische Normen' und beurteilt sie generell als rückständig, rigide und einschränkend. Dabei verortet sie die Normen bei der „türkischen Religion“ und gibt ihnen damit den Status der völligen Unabänderlichkeit. Die Rolle der Eltern als Verantwortliche und damit als Ansprech- und Verhandlungspartner/innen wird in diesem Zusammenhang überhaupt nicht in Betracht gezogen. Vielmehr ist es für Sevgi wichtig, ihre El-

tern als modern und deutschen Eltern ähnlich darzustellen. Dies drückt sie nicht nur dadurch aus, dass sie betont, ihre Mutter trage kein Kopftuch, sondern Miniröcke, oder ihre gesamte Familie äße Schweinefleisch, sondern sie formuliert es auch direkt: „Mein Vater ist normal wie ein Deutsche. Das muss ich sagen“. Die familiäre Autoritätsfrage verquickt Sevgi mit der Modernitätsfrage. Da vermeintliche äußerliche Modernisierungsanzeichen und damit Assimilierungstendenzen in ihrer Familie zu registrieren sind, hofft sie, sich, ihre Eltern und die familiären Normen weiter zu germanisieren und den ‚Modernisierungsprozess‘ damit weiter voranzutreiben. Die Lösung familiärer Konflikte wird zu einer ‚Kulturfrage‘. Dabei macht gerade ihr Fall deutlich, dass das Übertreten religiöser Reglementierungen seitens ihrer Eltern wie z.B. das Essen von Schweinefleisch, nicht zu strukturellen Änderungen führt.

Als ein Ergebnis dieser Studie kann gesagt werden, dass diejenigen jungen Frauen, die die Normen als elterlich gesetzt ansahen, sich eher mit ihren Eltern über die von ihnen selbst abgelehnten Vorschriften auseinandersetzen und verhandelten, um so ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen, während diejenigen, die die Normen als kulturell determiniert und damit als unveränderlich ansahen, nicht mit ihren Eltern verhandelten, sondern zur heimlichen Erfüllung ihrer Wünsche und Vorstellungen neigten bzw. sich widerwillig fügten. Diejenigen jungen Frauen, die sich in die offene Auseinandersetzung mit ihren Eltern begaben, waren auch diejenigen, die Zutrauen in die Bestimmbarkeit und Beeinflussbarkeit ihrer zukünftigen Lebensgestaltung hatten, während die anderen Veränderungen von ihnen nicht zu beeinflussenden Entwicklungen abhängig machten. Werden Differenzen zwischen Eltern und Töchtern als Konflikte interpretiert, die durch das Aufeinandertreffen statischer und unvereinbarer Kulturen hervorgerufen werden, so entziehen sich diese dem Einflussbereich der jeweiligen Individuen. Je mehr aber das Problem außerhalb der Einflussphäre einer Person verortet wird, umso mehr schwindet auch die Bereitschaft der Suche nach individuellen Konfliktlösungsmöglichkeiten. Bei der Suche nach Problemlösungen bei tatsächlich vorhandenen Konflikten ist diese Interpretation daher völlig dysfunktional für die jungen Frauen.

Auffällig im Hinblick auf die Jugendarbeit im Allgemeinen und Mädchenarbeit im Speziellen ist, dass trotz der Fokussierung auf Eltern-Kind-Konflikte, sich dies kaum in den Konzepten und Strukturen für Hilfen zur Erziehung wie z.B. der Erziehungsberatung niederschlägt. Einer Über-

betonung des Aspektes der Kultur in der Problemdefinition steht eine Vernachlässigung dieser in der Problemlösung gegenüber. Es zeigt sich ein Widerspruch zwischen kulturalisierender Problemanalyse und Kultur ignorierendem Problemlöseverhalten.

Identität

In der gängigen Literatur werden als unmittelbare und unvermeidliche Konsequenz des Aufwachsens mit divergierenden kulturellen Werten und Normen, auf psychischer Ebene Identitätskonflikte oder Krisen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund vermutet und unterstellt. Es wird sogar darüber hinaus angenommen, dass bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ein Identitätsfindungsprozess kaum positiv erfolgen könne. Demzufolge komme es bei Migrantenkinder im Regelfall zur „Identitätskrise“ als Dauerzustand.

Es ist zwar durchaus anzunehmen, dass Kinder aus Migrationsfamilien mehr als deutsche Kinder mit widersprüchlichen Wertvorstellungen konfrontiert werden. Allerdings besteht kein unmittelbarer Grund zur Annahme, dass diese Konfrontationen als plötzlich und in immer gleich bleibender Intensität erlebt werden und in Folge dessen unvermittelte und unlösbare Konfliktsituationen generiert würden. Betrachtet man die Lebensentwürfe junger Frauen mit Migrationshintergrund, so zeigen sich individuelle und kollektive Muster, wie sie ihr Selbst zu ihren Lebensbedingungen in Relation setzen bzw. setzen wollen. Es ist ihnen durchaus bewusst, dass sie verschiedene zum Teil widersprüchliche Anforderungen erfüllen müssen, die sie in der Regel auch deutlich voneinander abgrenzen und denen sie gerecht werden können (vgl. OTYKAMAZ 1995).

Durch das Leben in und mit mehreren Lebenswelten mit unterschiedlichen Werten und Normen können Ressourcen und Kompetenzen erwachsen, die von außen betrachtet nicht wahrgenommen werden. Die Erlangung einer kritisch reflektierenden Distanz zu vorgegebenen gesellschaftlichen Regeln, die Erfahrung der Kontextgebundenheit von Normen und Werten, Sensibilität zur Erfassung kontextueller Bedingungen und Veränderungen, Flexibilität im Wechsel der Kontexte, Kreativität und Organisationstalent im Verbinden verschiedener Lebensentwürfe sind einige Entwicklungsmöglichkeiten, die diese Lebenserfahrung bietet. So wird das Leben in und mit verschiedenen Kulturen nicht zur unausweichlichen Konfrontation mit widersprüchlichen Werten, aus der sich unüberwindbare Konflikte generieren, sondern eröffnet Chancen für individuelle Entwürfe genauso wie für das Bilden neuer kollektiver Identitäten.

Es ist erforderlich, mehr Wissen über diese „gelingenden“ Lebensverläufe von Kindern aus Migrationsfamilien zu erlangen und nicht als Vergleich lediglich eine „deutsche“ Normalbiographie zugrunde zu legen.

Als einen für die Lebenserfahrung von Menschen mit Migrationshintergrund sehr relevanten, aber wenig thematisierten Bereich möchte ich auf das Thema Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen eingehen.

Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen

Menschen mit Migrationshintergrund machen im Laufe ihrer Biographie zahlreiche Erfahrungen von rassistischen Diskriminierungen. Diese Erfahrungen können von unterschiedlicher Qualität sein und individuell unterschiedlich erlebt werden. Sie haben auf jeden Fall negative und belastende Konsequenzen für die Betroffenen. „Diese Erfahrungen erzeugen Reaktionen, die konstitutiv für die Qualität der Rassismuserfahrung sind: Wut, Entsetzen, Hass, Verbitterung, ‚reaktiver Rassismus‘ sind Reaktionsmodi, ebenso wie Angst, Verzweiflung, Unsicherheit, Schreckhaftigkeit und Scham. Letztere ist wohl eine der perfidesten Auswirkungen des Rassismus: Die Opfer schämen sich ihrer Haut und ihres Aussehens.“ Rassismuserfahrungen können zu Depressionen, sozialer Ängstlichkeit und Selbstwertproblematik bei den Betroffenen führen (MECHERIL 1995: 104).

Rassismus hat viele Gesichter und kann sich auf vielerlei Arten zeigen. Rassismus kann sich als offene gewalttätige Attacke auf Leib und Leben äußern. Rassismus kann aber auch subtil als permanente Abwertung und Infragestellung des Gegenübers daherkommen. Rassismus richtet sich gegen jene Personen, denen aufgrund körperlicher oder sozialer Merkmale ein biologisches, kulturelles oder ethnisches Anderssein zugeschrieben wird. Erst in Verbindung mit der Macht, gesellschaftliche Ausgrenzung zu betreiben, führt Rassismus zu den fatalen Konsequenzen für die Betroffenen. Wer über Macht verfügt, hat die Möglichkeit, die Andere oder den Anderen körperlich zu misshandeln, hat die Gelegenheit, dem oder der Anderen Möglichkeiten zu verwehren, hat die Mittel, den oder die Anderen zu definieren und auf Bilder festzulegen, ihm oder ihr die Chance zu nehmen, sich selbst darzustellen. Wer über Definitionsmacht verfügt, hat darüber hinaus die Möglichkeit, Rassismus zu leugnen, zu verschleiern, die Betroffenen an ihrer Wahrnehmung zweifeln zu lassen, ihnen böswillige Unterstellung vorzuwerfen oder sie glauben zu lassen, gewalttätiges oder diskriminierendes Verhalten ihnen gegenüber hätte etwas mit ihren ganz persönlichen Defiziten zu tun.

Offene rassistische Übergriffe

Die sichtbarste Form von Rassismus bilden offene verbale oder körperliche Attacken. Diese Erscheinungsform des Rassismus ist besonders seit den Mord- und Brandanschlägen seit Anfang der Neunziger von der allgemeinen Öffentlichkeit bewusst wahrgenommen worden. Für viele Menschen mit Migrationshintergrund gehörten gewalttätige Übergriffe auch in den Jahren zuvor schon zu ihrem negativen Erfahrungsrepertoire. Ein Mädchen türkischer Herkunft beschreibt Formen von Übergriffen:

„Besonders kann sie ein Erlebnis schildern, als im Unterricht das Thema ‘Ausländer’ besprochen wurde. Sie sollte vor die Klasse treten und Fragen beantworten, wobei die Mitschüler/innen sie mit gemeinen Fragen und Beschimpfungen so ‘fertiggemacht’ haben, dass sie weinen und ‘mit zitternden Knien’ die Klasse verlassen musste. Es kam auch zu körperlichen Attacken gegenüber Zehra, in deren Verlauf sie ein Bein brach. Obwohl sie schulische Erfolge hatte, resignierte sie angesichts des – von Ausnahmen abgesehen – feindlichen Verhaltens ihrer Mitschüler/innen.“ (RIESNER 1991: 76).

Derartige Erfahrungen von Betroffenen wurden und werden allzu häufig heruntergespielt. Die Autorin, die die im obigen Beispiel betroffene junge Frau selbst interviewt hat, fasst die rassistischen Attacken, die sich neben permanenter psychischer Infragestellung und Destabilisierung, sogar in Form von körperlicher Gewaltanwendung äußern, in ihrem abschließenden Überblick lapidar zusammen:

„Bei den Frauen der ersten Gruppe war die schulische Situation im Vergleich eher so, dass sie innerhalb des Klassenverbandes stärker isoliert waren und teilweise Ablehnung von Mitschüler/innen und Lehrer/innen verspürten (Hervorhebung d. V.). Das führte zu einer verstärkten Distanzierung von deutschen Gleichaltrigen (und somit auch von deren Einstellungen und Verhaltensweisen) und einer Stabilisierung des Zugehörigkeitsgefühls zur eigenen nationalen Gruppe.“

Die erfahrene rassistische Gewalt als von den Frauen „verspürte“, d.h., vielleicht „nur“ subjektiv wahrgenommene, „teilweise Ablehnung“ zu umschreiben, kann bereits als Ausdruck von Rassismus gewertet werden.

Verweigerung von Optionen und Rechten

Rassismus gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund zeigt sich neben den direkten Angriffen auch in der Verweigerung von Möglichkeiten beim Erwerb schulischer Bildung und beim Zugang zum Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnungsmarkt. Diese Erfahrungen können

Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund persönlich während ihrer Schulzeit oder bei der Suche von Ausbildungsplätzen machen oder als Erfahrung ihrer Familie oder anderer nahe stehender Personen vermittelt bekommen:

„Die Erinnerungen an ihre Schulzeit sind bei dieser Gruppe von Frauen – besonders von Zehra und Hanife – negativ geprägt: Hanife fühlte sich schon von ihrer Grundschullehrerin benachteiligt. Obwohl sie selbst den Wunsch hatte, ein Gymnasium zu besuchen, verhinderte die Grundschullehrerin dies durch Einschüchtern der Eltern.“ (RIESNER 1991: 75).

Auch diese Art von Diskriminierung wird allzu oft kaschiert. Trotz Schilderungen, wie der oben angeführten, kommt die Autorin zu dem Schluss, dass der Besuch der Hauptschule, unabhängig von guter schulischer Leistung, größtenteils auf die Uninformiertheit der Eltern über das deutsche Schulsystem zurückzuführen sei (ebd. 162).

Auch wenn durch das neue Staatsangehörigkeitsrecht für die zukünftige Generation Verbesserungen zu erhoffen sind, gilt heute für Jugendliche mit Migrationshintergrund, dass sich die jahrzehntelange Verweigerung von Staatsbürgerinnenrechten und politischer Partizipation, also die langjährige Erfahrung der Verweigerung der Anerkennung als politisches und gesellschaftliches Subjekt, auch in Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung als nicht voll anzuerkennendes Subjekt niederschlägt.

„Die politische Anerkennung des Subjekts ist das demokratische Mittel, mit dem versucht wird, Menschen die Möglichkeit zu geben, ihr Leben selbst zu gestalten. Forderungen nach Handlungsfähigkeit und gesellschaftlicher Partizipation sind die entscheidenden Punkte der demokratischen Anerkennungspolitik des Individuums als politisches Subjekt. (...) Das Defizit an politischen Rechten der Partizipation, das sich dadurch für Migrantinnen und nicht-deutsche Bürgerinnen ergibt, macht deutlich, dass Menschen mit einem nicht-deutschen Pass in der Bundesrepublik Deutschland über einen nur eingeschränkten Subjektstatus verfügen können. Ihre Handlungsfähigkeit, der durch Strukturen sozialer Anerkennung vorgegebene Rahmen, in dem Migrantinnen politischen Einfluss auf die Gestaltung ihrer eigenen Lebenswelt nehmen können, ist grundsätzlich eingeschränkt.“ (MECHERIL/ MIANDASHTI/ KÖTTER 1997: 563 ff.)

Dies bedeutet, dass Menschen mit Migrationshintergrund die Anerkennung als politisches und gesellschaftliches Subjekt verweigert und Mündigkeit im Sinne des Gesetzes abgesprochen wird. Die Verweigerung dieser Anerkennung kann zum identitätsgefährdenden

Risiko werden. Das Selbstkonzept eines Menschen entwickelt sich im Wechselspiel zwischen den eigenen Bildern über sich selbst und den Bildern, die Andere über einen zurückspiegeln. Wird von außen der Subjektstatus nur bedingt zuerkannt, so können die Selbstbilder auch nur ein Individuum wiedergeben, welches nur bedingt aner kennenswert ist.

Darüber hinaus ist ein wichtiger Bedingungsfaktor psychischer Gesundheit, das eigene Lebensumfeld beeinflussen, verändern und kontrollieren zu können. Wem diese Möglichkeit verwehrt wird, der fühlt sich seiner Umwelt ausgeliefert und hilflos. Es gibt für junge Frauen mit Migrationshintergrund kaum Möglichkeiten aus dieser Situation der Hilflosigkeit herauszutreten, denn auch wenn sie in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und sich allen Assimilierungsanforderungen unterworfen haben, wird ihnen die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft und damit einhergehend das aktive und passive Wahlrecht erschwert bzw. verwehrt. So können sich Mädchen ausländischer Herkunft noch sehr von ihrer Herkunftsfamilie entfernen und sich selbst mit ihren deutschen Freunden und Freundinnen identifizieren, deutsch sprechen, deutsch denken, deutsch träumen und sich als Deutsche fühlen. „Aber selbst bei einer radikalen Lösung aus ihrem Elternhaus ließen die Verhältnisse eine solche Identifikation nicht zu. Das liegt hauptsächlich daran, dass ihr die politischen Mitwirkungsrechte vorenthalten werden.“ (AKASEH-BÖHME 1997: 46)

Zuschreibung von Anderssein – Infragestellung des Normalseins

Eine subtilere Form von Rassismus stellt die permanente Zuschreibung des „Anders-Seins“ dar. Menschen mit Migrationshintergrund machen in der Regel die Erfahrung, von den Mitgliedern der Mehrheit als „Andere“ wahrgenommen zu werden. Den „Anderen“ werden verschiedene – meist negative – Eigenschaften unterstellt, die als abweichend und nicht normgerecht bzw. der Normalität entsprechend gelten. Dieser Zuschreibung liegt ein dialektischer Prozess zugrunde, in dem die negativen Merkmale des Anderen als positive Merkmale des Selbst zurückgeworfen werden. Jugendliche mit Migrationshintergrund müssen sich gegenüber ihrem deutschen Umfeld nicht selten für ihr tatsächliches oder vermeintliches Anderssein rechtfertigen.

Nationalen, ethnischen oder kulturellen Kategorien werden nicht nur stereotype Bilder zugeordnet, sie werden dabei auch rigide voneinander abgegrenzt. Damit geht auch die Festlegung der Individuen auf die eine oder andere

Kategorie einher. Die Einordnung in simplifizierte Kategorien empfinden viele junge Frauen mit Migrationshintergrund als störende Fremdzuschreibung, die nicht dem Selbstbild und dem eigenen Empfinden gerecht wird. In ihrem Selbstbild weisen viele Jugendliche aus Migrationsfamilien die Entscheidbarkeit ihrer Einordnung als z.B. nur türkisch oder nur deutsch zurück. Nicht selten identifizieren sie sich gleichzeitig mit beidem. Jede Entscheidung wäre für sie mit der Verleugnung der anderen Seite verbunden. Sie brauchen neue durchlässige und variable Kategorien, die ihren Lebensrealitäten und ihren Selbstwahrnehmungen gerecht werden.

Resümee

Ein Wechsel der Perspektive in der Wahrnehmung der Lebenswelt von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund führt zum Sichtbarwerden anderer lebensweltrelevanter Aspekte und daran geknüpft zu anderen Notwendigkeiten und Aufgaben für die Jugendhilfe.

Werden z.B. Konflikte zwischen Eltern und Töchtern in Migrationsfamilien nicht generell als Kulturkonflikte angesehen und damit einhergehend auch implizit angenommen, dass Kulturen statisch und unveränderbar sind und die Herkunftskulturen der Migrationsfamilien patriarchal sind, bleibt als einzige Handlungsoption nicht allein übrig, die Mädchen aus diesen Familienzusammenhängen herausretten zu wollen. Werden Konflikte zwischen Eltern und Töchtern in Migrationsfamilien nicht in diesem herkömmlichen Sinne, sondern als Familienkonflikte angesehen, zeigt sich die Notwendigkeit von Erziehungs- oder Familienberatung. Daher ist die interkulturelle Öffnung der Regelversorgungseinrichtungen unerlässlich.